

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 64.

Mittwoch, 17. März.

1915.

(21. Fortsetzung.)

Dore.

Roman von E. Kridelberg.

Nachdruck verboten.

„Er soll sich heute entscheiden!“ hatte Frau von Grening gesagt, — eine Himmelsangst erfaßte Dore, wenn die Eltern sie zusammen tanzen sahen!

„Ich bitte dich, Heinz, laß mich . . .“ Da blickte sich Biddy in der Saaltür nach ihnen um. Sie blieb stehen und betrachtete Dore mit einem spöttisch-mitleidigen Blick. In demselben Augenblick hob Dore mit der gleichen energischen und ruhig sicheren Bewegung den Kopf, wie gestern im Gewächshaus. Sie legte die Hand auf Heinz' Arm und ließ sich von ihm in den Saal führen.

Ein Taumel der Wut erfaßte Biddy, sie tänzte nicht, sie raste wie eine schöne Furie durch den Saal. Schließen hatte nur einmal im Leben mit einer jungen hübschen Bogenreiterin drunten in Spanien so getanzt, wie jetzt; sein Blut begann zu kochen, er verlor alle klare Besinnung, weder Heinz' Warnung noch sein eigenes Engagement hielten ihn davon ab, sich Hals über Kopf in das nach ihm ausgeworfene Netz zu stürzen.

Heinz hatte Dore trotz ihres Sträubens fest an sich gezogen, aber während er sich mit voller Seele dem Tanz hingab, vergaß, er nicht einen Augenblick, daß das zarte Geschöpf an seiner Brust der Schonung bedürfe, sein starker Arm trug sie fast über das Parkett. —

„Was wird deine Mutter sagen?“ sorgte sich Dore, als sie hochatmend stehen blieb.

„Sie wird furchtbar schelten“, neckte er, „komm, daß wir um Verzeihung bitten!“ Aber sie schalt nicht, sie strich dem Pflegetöchterchen leise mit der Hand übers Haar. „Das ist recht, Kind, fröhlich sein mit den Fröhlichen.“

Und wieder mußte Dore denken, daß eine ganz besondere, bewußte Zärtlichkeit in ihrer Stimme und ihrer Verhüllung läge.

Die jungen Damen suchten Dore auf, sie waren empört über Biddy, die ihnen mit ihrer Koketterie die Herren wegschnappte. „Sie ist so ganz anders wie ihre Verwandten hier! Ist's denn wahr, daß Heinz Grening sich um sie bemüht? Du mußt's doch wissen, Dore, du bist ja seine Vertraute! Er hat doch offenbar nur mit dir getanzt, um sie zu ärgern, sie war außer sich, kann ich dir sagen! Wenn er sie heiratet, brechen wir den Verkehr mit ihm ab, Mama sagt, sie sähe aus wie eine Halbweltedame . . .“ So schwirrte es um Dore herum, daß sie sich hätte die Ohren zuhalten und entfliehen mögen. Endlich nahm die alte Erzählung sie in Beschlag.

Frau von Büchler, eine leidenschaftliche Blumenliebhaberin und Bäcklerin, hatte von Dore's Erfolg auf der Ausstellung gehört und gratulierte ihr in warmen Worten. Es dauerte nicht lange, so waren die beiden mitten im Festestrußel in ein Gespräch über Koniferenzucht und Frühbeerkultur vertieft. Herr von Büchler trat hinzu einige ältere Herren und Damen der Nachbarschaft schlossen sich noch an, schließlich war ein großer Kreis von Gartenfreunden und Landwirten

um Dore versammelt, und die kleine Gärtnerin hatte eine vollwichtige Stimme unter ihnen.

Sier waren Titel und Rang Nebensache, hier galten allein Wissen und solide Tüchtigkeit, und darin war Dore den Aristokraten ebenbürtig. Man achtete sie um ihrer selbst willen, und als der alte Herr von Grening, der eine Weile den Ausführungen der Gartenfreunde stillschweigend zugehört hatte, zu seiner Gemahlin trat, meinte er vergnügt: „Vielleicht ist's recht gut, daß es so gekommen ist; sie wird ihren Platz als Frau von Grening in der Gesellschaft schon auszufüllen wissen.“

Heinz tänzte so eifrig, wie es die jungen Mädchen nur wünschen konnten, da war mehr als eins, das sich heimlich Hoffnungen auf ihn machte, aber als die Büfettpause kam, eilte er wieder zu Dore: „Ich hoffe, du erbarmst dich meines Hungers, Dore.“

Er hatte sie in seinem Leben nie anders als Dore genannt, sie sah ihn ordentlich erschrocken an, und als sie in sein lachendes Antlitz blickte, überfiel sie wieder die ratlose Verlegenheit, die sie in letzter Zeit immer verspürte, wenn sie mit ihm allein war.

„Etwas Hummersalat, bitte, und wenn es sein kann, ein wenig kalte Rebhühnerpastete. Ich Sorge indessen für den Wein; dort den kleinen Ectisch habe ich für uns reserviert.“

Dore war aufs höchste bestürzt. Das ging doch um die Welt nicht, er provozierte ja geradezu die Gäste seines Hauses: sie war doch nicht eine Respektsperson für ihn oder seine Braut! Aber er war bereits davon eingeist, ihr die Sorge für die Speisen überlassend. Geschah das alles, um Biddys Eifersucht zu reizen?

Mit zitternden Händen füllte sie die Teller mit den gewünschten Sachen, und in jeder Hand einen, suchte sie sich so geschickt wie möglich durch das Gedränge um das Büfett zu schieben. Heinz stand bereits an dem bezeichneten Tisch, die Gläser füllend. Er winkte ihr. Unmittelbar hinter Dore kam Biddy; sie sah das Zeichen, das Heinz Dore gab, im nächsten Augenblick war das weiße Kleid Dore's von oben bis unten mit Himbeersaft übergossen.

„O Barmherzigkeit! — Was ist passiert? — Sie haben mich gestochen, Fräulein Berlich, die ganze Himbeersauce von meinem Teller ist auf Ihr Kleid geflossen! — Was nun? — Das schöne Kleid! Sie werden ja gar nicht in der Gesellschaft bleiben können in diesem Zustand.“ Und Biddy rief mit ihrer Serviette hastig an Dore's Kleid umher, um die Himbeersflecke so breit wie möglich auseinander zu streichen.

Dore war leichenblau: „Bitte, lassen Sie das, ich benötige Ihrer Hilfe nicht.“

Heinz kam herzugeeilt. „Was ist denn geschehen?“ rief er hastig, als er die Tränen in Dore's Auge sah.

„Bitte, nimm mir den Teller ab, ich muß gleich nach Hause gehen.“

„Denke mir, Better, wie gräßlich, Fräulein Berlich stieß mich aus Versehen und da . . .“

„Geben Sie sich keine Mühe, gnädiges Fräulein“, schnitt ihr Dore kalt das Wort ab, „die Sache ist viel zu kindisch, als daß man ihrewegen noch ein Wort verlieren sollte“, und ohne sich weiter um sie zu kümmern, eilte sie hinweg.

Geinz stand vor Biddy und maß sie mit einem vernichtenden Blick. In diesem Augenblick erkannte sie klar, daß ihr Spiel verloren war.

„Wir werden nachher darüber sprechen“, sagte er schroff.

„Du mußt mir zugeben, daß ein solch kleines Versehen nicht eines solchen Aufhebens würdig ist.“

Er hob mit einer verächtlichen Gebärde die Hand: „Daß das, es kommt nichts Gutes für dich dabei heraus“, und einen Schritt näher tretend, fuhr er mit Betonung fort: „Erinnerst du dich noch deines eigenen gestrigen Ausspruches, daß Menschen nicht so lange zusammenbleiben müßten, bis sie einander zur Last werden? Vielleicht denkst du, einmal darüber nach!“

Sie zuckte zusammen wie unter einem Badenstreich. Wie, er hieß sie gehen? Nein, er warf sie gewissermaßen aus seinem Hause, um dieser, dieser, obskuren Person, dieser Bauerndirne willen!

Die Szene war in dem heiteren Trubel nicht bemerkt worden, und Dore gelangte ungehört in die Garderobe. Sie riß selber Mantel und Kapuze vom Ständer und ließ dem Mädchen kaum Zeit, sie ihr umzulegen; sie hatte nur den einen Gedanken, ungehört hinweg zu schlüpfen.

Es war eine wunderschöne Herbstnacht, kalt und klar. Der Mond stand schon tief am Himmel, aber die Sterne flimmerten so hell und rein wie an einem Winterabend. Dore huschte die öden Parkwege entlang. Sie hatte den Abend trotz ihrer inneren Unruhe fröhlich verbracht. Die Güte Frau von Grenings, die halb schelmischen Zärtlichkeitsbeweise des alten Herrn, das ehrliche Wohlwollen der Gäste hatten sie die trübe, unklare Gegenwart vergessen lassen und eine stillselige Augenblicksstimmung in ihr erzeugt. Und dann der Tanz mit Geinz, von seinem Arm umschlungen — ein Schauer des Glücks rann durch ihren Körper, wenn sie daran dachte.

Und nun hatte der schöne Abend ein so unwürdiges Ende genommen! Sie befand sich hier auf der Flucht vor den albernsten Feindseligkeiten einer eifersüchtigen, ränkefüchtigen Frau. Jetzt war die Bahn für Biddy frei, und sie konnte die Eroberung des Betters ungestört fortsetzen. Ob Geinz auch nun noch ihren Reizen zu widerstehen vermögen würde, da sie, Dore, aus dem Wege war?

Unter dem Einfluß dieses Gedankens lief sie wie gehebt dahin. Ein Grauen schlich sich in ihr Herz, sie fürchtete sich in den düsteren Gängen des Parkes wie ein kleines Kind im Finstern. Sie, die jeden Fußbreit Erde ringsumher, ja jeden Baum und Strauch kannte, erschauerte jetzt vor dem bloßen Schatten, der über den mondbeschienenen Weg fiel. Es erschien ihr alles so fremd, die Scheiben der Warmhäuser blitzen fast feindselig zu ihr herüber, die weißen Beeren an den Eisbeersträuchern schimmerten wie gefrorene Tränen an den kahlen Zweigen, und von den Ästen der Steineichen hingen einzelne Bündel welker Blätter wie schwarze Fäden einer zerrissenen Trauerfahne herab. Von Zeit zu Zeit trug ein Windstoß die Tanzmelodien aus dem Schloß herüber, dann schauerte Dore fröstelnd zusammen, und das Gefühl des Verlassenseins griff mit kalten Fingern an ihr Herz. Sie hätte laut aufweinen mögen vor Jammer und Weh.

Auf einmal hörte Dore Schritte hinter sich, sie erkannte sie sofort; trotzdem lief sie nur schneller vorwärts, sie fühlte sich aufgestanden, jetzt mit dem zu sprechen, der ihr nachgeeilt war. In der Hoffnung, daß der dunkle Laubengang sie seinen Blicken verborgen gehalten habe, drückte sie sich vollends in den Schatten eines Gebüsches und wartete mit verhaltenem Atem, daß er vorübergehen sollte. Aber er hielt gerade vor dem Strauch, hinter dem sie stand, still.

„Ein Jäger hat gute Augen, Dore!“ meinte er mit einem Auflachen, das gezwungen klang. „Komm nur heraus!“ Langsam trat sie ihm entgegen.

„Was bezweckst du mit dem Verbergen, Dore?“ fragte er mit unerkennbarer Schärfe in der Stimme. „Dich vor mir verbergen? Vor mir? Nie hätte ich das für möglich gehalten. Was soll das alles? Früher ist nie etwas Unklares zwischen uns gewesen, nie ein Mißverständnis, und jetzt weiß ich überhaupt nicht mehr, wie ich mit dir daran bin. Einmal so — einmal so!“

Sie hörte, wie erregt er war, und das Herz schlug ihr voll Bangigkeit bis in den Hals hinein.

„Willst du mich strafen für Biddys Bosheiten?“ fragte er unvermittelt, und plötzlich plägte er, seinem Ingrimms Luft machend, heraus: „Ich könnte, weiß Gott, das Geschöpf mit meinen Händen züchtigen!“

„Geinz, mähige dich! Ich versichere dir, es ist mir nicht nahe gegangen, was Biddy mir persönlich angetan hat, aber“ — sie trat zu ihm heran und faßte seine beiden Hände — „Geinz, ich ängstige mich um dich! Du liebst deine Cousine, und du darfst sie doch nicht heiraten!“

„Wie, mit einemmal?“ rief er betroffen von dem unvermittelten Ausbruch. „Früher hast du getreulich Biddys Freierber gemacht!“ Aber dann übermannte ihn der Zorn. „Also immer noch diese fixe Idee, trotz allem, was ich dir gesagt habe. Höre, Dore, was hast du dir denn eigentlich dabei gedacht, wenn ich dir wieder und wieder versicherte, ich würde nie ein andere Frau heiraten als dich? Ein Wort, leichtfertig und gedankenlos in den Wind gesprochen, die Rede eines gewissenlosen Menschen, nicht wahr? Was bin ich denn in deinen Augen? Ein Schelm? Ein schlechter Kerl?“

„Nein, der pflichttreueste, gewissenhafteste Mensch unter der Sonne und der gütigste obenein, dem es Bedürfnis ist, an arme Bedürftige Almosen auszuteilen. Aber Geinz, ich mag kein Almosen, ich mag kein Bettler sein, wie ich dir schon einmal sagte. Ich bin überhaupt nicht so bescheiden, wie du denkst, ich weiß ganz genau meine Rechte zu wahren. Du hast deine Lebensführung freiwillig von meiner Zustimmung abhängig gemacht, gut, das akzeptiere ich, solange meine Person dabei aus dem Spiel bleibt. Deine Eltern wünschen, daß du dich heute über deine Zukunft entscheidest, und ich sage dir, sollte deine Entscheidung auf Biddy fallen, so werde ich nicht leiden, daß du sie heiratest, ebensowenig wie mich. Mit meinem Willen bekommst du weder das Fräulein von Grening noch die Dorfgärtnerin. Verlange einen Aufschub von deinen Eltern, du hast Zeit, zu warten und in Ruhe zu wählen.“

(Fortsetzung folgt.)



Viele Menschen glauben Geschenke zu machen, wenn sie ihre Schulden bezahlen.
Gertraud Wolff-Sirchberg.

Der Aberglaube der Soldaten.

Krieger, die aus dem Felde zurückkehren, wissen zu berichten, daß unter den Soldaten sich ein Aberglaube eingebürgert hat, der wohl immer da war, wenn es galt, Krieg zu führen. Jedes Handwerk, das Gefahren mit sich bringt, zeitigt auch seinen Aberglauben. So weiß man, daß der Jäger unzufrieden ist, wenn er des Morgens eine alte Frau trifft; so weiß man, daß der Bergmann im Schachte nicht um eine Welt einen Fluch ausstößt, aus Angst vor den schlagenden Wetter, und daß der Seemann, wenn er es vermeiden kann, am Freitag nicht abfährt. Kein Schiff der Welt ist wohl jemals am Freitag vom Stapel gelassen worden, denn das würde den Untergang des Schiffes bedeuten. Unsere Soldaten haben nun auch einen Aberglauben, der ihnen noch mehr Mut und Zuversicht gibt. Man hat erzählt, daß jeder Soldat, der in den Kampf zieht, vorher drei Gegenstände von sich weichen muß. Nun ist es ja nicht immer leicht, drei Gegenstände entbehren zu können, aber man sieht am Auf-

bruchstage Spiegel, kleine Kämme, Knöpfe und vor allen Dingen Spielkarten, von denen man meint, daß sie die Kugeln anziehen, Geldstücke hingegen haben die Eigenschaft, die Kugeln abzuwehren, und der Soldat geht nicht gern in die Schlacht, wenn er nicht mindestens einen harten Faler bei sich hat. Gebetbücher sind der beste Schutz; man hat gesehen, daß die Soldaten, die kleine Gebetbücher bei sich trugen, von einem unvergleichlichen Mut und einem blinden Draufgänger-tum waren. Ein Offizier, der einem biederen Schlesi-er fast das ungestüme Vorstürmen verbieten mußte, sagte nach der glücklich beendeten Schlacht, in der die Russen zurückgetrieben wurden und austriffen wie Schafleder: „Menschenkind, Sie glauben wohl, daß Sie keine Kugel treffen kann?“ Der Schlesi-er lachte herzlich, und sagte dann mit unerschütterlicher Ruhe und Überzeugung: „Das kann sie doch nicht. Ich hab' ja mei' Bißel bei mir.“ Damit war das Gebetbuch gemeint, eine kleine Ausgabe von einem Gebetbuch, die er in der Brust-tasche trug. Die Juden glauben auch vielfach an die schützende Kraft des Gebetbuches, das sie freilich nicht in Form eines Buches, sondern einer Rolle bei sich tragen, wie man diese Rollen auch an der Tür der Wohnungen sehen kann. Zum Patrouillendienst in den Karpathen meldeten sich, wie ein Major berichtete, immer Juden, obgleich jeder Soldat weiß, wie umgeheuer gefährlich der Dienst ist. Und als es zum Stürmen ging, da sah der betreffende Major, wie die Juden die kleine weiße Rolle aus der Tasche zogen, sie an die Lippen brückten und wie die Lawinen vorstürzten; sie gingen druff, wie man sagt, und lehnten sich nicht an Geschützdonner, nicht an die Bajonette, die der Feind ihnen entgegenhielt. „Kinder“, sagte der Major, „Ihr denkt wohl, euch kann kein Feind etwas anhaben?“ Und der eine nahm die weiße Rolle aus der Tasche, hielt sie wieder an die Lippen und sagte: „Das schützt uns vor aller Gefahr. Und wenn wir fallen, so sind wir so- fort tot und werden nicht nur angeschossen.“ Der Major sah sich das kleine Ding genauer an; es war auf gelbes Papier ge- schrieben, mit eigenartigen kausen Zeichen bedeckt, die er sich nicht erklären konnte. Aber der Besitzer las ihm diese Zeichen vor und übersetzte sie; es war das tägliche Gebet der Juden, etwa dem Vaterunser zu vergleichen. Auch ein eigenartiges Amulett, das sogenannte Schild Davids, die beiden verschlun- genen Dreiecke, werden von den Juden häufig als Mittel gegen den Feind getragen.

In den Jahren 1866 und 1870, so entnahmen wir aus den Berichten der damaligen Zeit, glaubte man an die Wir- kung eines wunderthätigen Briefes, den fast alle Soldaten bei sich trugen. Dieses Schreiben wurde den Betreffenden von befreundeter Seite zugesteckt, und der Besitzer mußte den In- halt geheim halten. Ein preussischer Offizier schrieb im Jahre 1870 in der „Gartenlaube“ folgendes: „Ich muß bemerken, daß ich schon oftmals unter den Mannschaften verschiedener Regimenter von einem noch heutzutage vorhandenen wunder- tätigen Briefe habe sprechen hören. Er soll angeblich im dreißigjährigen Kriege unter den Landsknechten verbreitet gewesen sein und die Eigenschaft besessen haben, seinen Eigen- tümer ununtwundbar zu machen. So kam das Jahr 1870 und mit ihm der deutsch-französische Krieg. Mein Regiment wurde gleich anfangs mobil und sollte am 27. Juli, früh um 5 Uhr, abmarschieren. Ich hatte gerade meine Marschtoilette vollendet und stand im Begriffe, mich auf den Sammelplatz der Kompanie zu begeben, als ein etwa achtjähriger Junge, ohne zu klopfen, in meine Stube trat, mir einen Brief über- gab und sich, ein kleines Trinkgeld ausschlagend, schleunigst entfernte. Da ich der Überzeugung war, der Brief enthalte eine Rechnung, so steckte ich ihn, um mir die letzten Momente in der Garnison nicht zu verbittern, ungelesen zu mir und öffnete ihn erst während des Marsches. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als ich statt der Klagen eines durch den Aus- marsch der Truppen hart betroffenen Kaufmanns jenes Schreiben entdeckte, von dem die Soldaten zu berichten wukten. Ein Teil seines Inhalts lautete: Ein Brief aus Holstein ge- sandt, und das Motto: „Der Glaube muß dabei sein, aber der Brief tut's nicht allein.“ Der Brief ist vom Himmel gesandt und in Holstein gefunden worden Anno 1597. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und schwebte über dem Tauf- becken zu Rudnau. Sowie man ihn ergreifen wollte, wich er zurück bis 1591, wo jemand den Gedanken faßte, ihn abzu- schreiben und der Welt mitzuteilen. S. G. L. G. R. Das find die heiligen Wunder, und wer diesen Brief bei sich trägt, kann nicht bezaubert werden und seine Feinde können ihm nichts antun.“

Aus der Kriegszeit.

Berg- und Winterkämpfe. Die heldenhaften Kämpfe in den vereisten Schluchten und Bergstürzen der Karpathen, wo besonders die der Bergschwierigkeiten ungewohnten deut- schen Truppen fast übermenschliches leisten, haben ebenso wie die rücksichtslos durchgeführten Winterfeldzüge über- haupt nur wenig Analogien in der Weltgeschichte der Kriege. Den ersten Kampf im Schnee und Eis der Berge wagte wohl der durch seine Grausamkeit — seine Annalen erzählen nach Hommel in eintöniger Wiederkehr, wie er gefangenen Rebellen und Feinden die Haut abziehen ließ, während Frauen und Kinder verbrannt wurden — berühmte Assyrerkönig Nurnasirpal im 8. Jahrhundert v. Chr., aller- dings mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe, denn er war in den Hochgebirgen Armeniens, dem Land Urartu der Keilschrifttege, abgeschnitten worden und mußte sich im strengsten Winter durchschlagen. Es gelang ihm, wie später den Zehntausend unter Xenophon der Marsch durch die kilitischen Berge, aber der Guerillakrieg mit den orts- kundigen Gebirgsbewohnern rief fast das ganze Heer außer der nach dem Brauch des Orients stets geschonten Garde auf. Dies Ereignis steht in der Kriegsgeschichte des Alter- tums lange vereinzelt da, denn man beschränkte sich bis auf die römische Zeit ebenso wie das ganze Mittelalter hindurch auf Sommerfeldzüge; erst seit Julius Cäsar und Kaiser Augustus wagte man, die Truppen auch im Winter an den Feind zu bringen. Leider wissen wir zu wenig von den schweren und nach den ausdrücklichen Angaben der römischen Schriftsteller höchst verlustreichen Feldzügen gegen die Wen- dölker; es ist aber eine weltgeschichtliche Tatsache, daß den Römern gelang, was keinem nach ihnen in vollem Umfang — die Unterwerfung der Schweiz. Schon Hannibal hatte hier freilich eine stets bewunderte militärische Glanzleistung vollbracht, den Übergang über den Großen St. Bernhard mit afrikanisch-spanischen Truppen und sogar mit Elefanten; Suwaroffs und des ersten Napoleons Forcierung der Hoch- gebirgspässe können damit nur schwer den Vergleich aus- halten. Aus der neueren Zeit ist der erste berühmte Winter- feldzug der des Großen Kurfürsten gegen die Schweden, in dem er im Januar 1679 sein Heer über das zugefrorene Priße und Kurische Haß führte; dann war es Friedrich der Große, der auch vom Winterlager aus die Feldschlacht wagte. Ein Meisterstück seiner Strategie bleibt immer die Schlacht bei Reuthen, einem Dorfe westlich von Breslau, an dem bitterkalten 5. Dezember 1757. Wie schwer der König selbst sein Wagnis einschätzte, gegen die auf eisbedeckten Höhen verschanzten Österreicher angustürmen, zeigt seine Anrede an einen Offizier vor Beginn des Kampfes: „Ich werde mich heute bei der Schlacht mehr aussetzen als sonst. Er mit seinen 50 Mann soll mir zur Dedung dienen. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht der Kanaille in die Hände falle. Bleib ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen.“ Ein Meister des Winterfeldzugs war Napoleon I.: die „Sonne von Austerlitz“ (2. Dezember 1805) war seinen Mar- schällen und Soldaten ebenso unvergeßlich wie das „blutige Schneegestöber“ von Preußisch-Eylau im Februar 1807, der ersten Schlacht, in der Napoleon keinen Erfolg buchen konnte. Die Tragödie auf den Eis- und Schneefeldern Rußlands zeigte die ungeheuren Schwierigkeiten eines Feldzuges im winterlichen Zarenreiche, während Blüchers Rheinübergang bei Caub in der Neujahrsnacht 1813 und die anschließenden Winterkämpfe ebenso wie 1870/71 die Schneeschlachten bei Orléans, Le Mans und an der Bisaine und wie der jehige Winterfeldzug den Beweis lieferten, daß auch „General Winter“ kein unüberwindlicher Gegner ist. Das hatte auch schon der „Welkenstürmer“ Timur gewußt, als er 1407 mitten im Winter über die Hochgebirgspässe des Hindukusch in Indien einbrach — ein den Hannibalszug in Schatten stellendes Wagnis, das ihn freilich zwei Drittel seines an 300 000 Mann starken Heeres gekostet haben soll. Noch ma- lers aber ist in der Kriegsgeschichte der Völker ein so langes und erbittertes Winterzingen zu verzeichnen gewesen, wie es jetzt in den Karpathen und auf allen Kampfau- plätzen des Weltkrieges ausgefochten wird.

Der Ski im Kriege. Während der Winterkämpfe in den Vogesen ist des öfteren in den Generalstabsberichten von Gefechten zwischen Patrouillen auf Skiern die Rede gewesen, und unsere Militärskiläufer leisteten den für diese Art des Kampfes besonders ausgebildeten französischen Alpenjägern erfolgreich Widerstand. So neuartig uns diese Kampfform anmutet, so ist sie doch uralte, wie ein Aufsatz der „Times“ ausführt, die die Aufmerksamkeit der sportliebenden Engländer auf den militärischen Gebrauch der Skis lenkt. In dem Nordischen Museum zu Stockholm ist ein Kunenstein aus Uppland aufgestellt, auf dem in rohen Umrissen die Gestalt eines Kriegers auf Skiern eingetrakt ist. Der Krieger ist ein härtiger Mann, der einen kegelförmigen Helm trägt, seine Waffe ist ein Bogen so groß wie er selbst und so dick wie sein Schenkel. Seine Nachkommen waren es wahrscheinlich, die mit Gustav Adolf in den Krieg zogen, als er einen systematischen Gebrauch von den Skiläufern während seiner Feldzüge machte. In Norwegen sind die Leute so mit dem Ski verwachsen wie die Kosaken mit ihren Pferden, und Regimenter von Skiläufern wurden dort schon sehr früh, bereits im Mittelalter, eingerichtet. Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts bilden die Skiläufer einen Teil des stehenden Heeres in Norwegen, und diese merkwürdige Truppe erregte so große Aufmerksamkeit, daß sie 1799 sogar im Gotha'schen Almanach genau beschrieben wurde. Wir erfahren dort, daß das „Stielsöper-Corps“ aus 960 Mann bestand, die in zwei Bataillone geteilt waren. Sie waren mit Musketen bewaffnet und mit biden, äußerst langen eisernen Stöcken, die ihnen, wie es heißt, „nicht nur viele Vorteile und Bequemlichkeiten verschaffen, sondern auch als Radesitze für die Muskete dienen, wenn sie feuern.“ Die Vorzüge des Skis für den Soldaten werden dann in lebhaften Farben geschildert. „Der Skiläufer ist sehr schwer zu treffen, denn diese Männer, die überall verteilt sind, erscheinen mit der Schnelligkeit des Wlises, schießen auf den Feind, ohne daß sie für ihr Gewehr eines Stützpunktes bedürfen, und verschwinden im selben Augenblick, um an einem andern Ort wieder aufzulaufen. Sie sind nicht abhängig von den Hauptstraßen, sondern überall auf dem gefrorenen und beschneiten Gelände ist für sie der Weg; sie können sogar leicht und schnell über Moore, Seen und Flüsse eilen, selbst wenn diese nur leicht zugefroren sind. Deswegen hat der Skiläufer im Winter nicht seinesgleichen als Beobachter, als Überbringer von Meldungen oder, wenn es gilt, einen fliehenden Feind zu beunruhigen.“ Seit diesem Loblied auf den skilaufernden Soldaten hat sich die Taktik sehr verändert; aber im großen und ganzen treffen noch heute diese Vorzüge für den Kampf im Winter und besonders im Gebirge zu. Dem modernen Gewehr ist freilich der Skiläufer unendlich mehr ausgesetzt als dem schwerfälligen Vorderlader, und er muß jeden Farbenfleck an seiner Uniform und seiner Ausrüstung vermeiden, wenn er nicht auf dem leuchtenden Hintergrund des Schnees dem Feinde ein vorzügliches Ziel bieten will. Die Italiener haben heute keine Bataillone von Skiläufern, sondern sie geben jeden Kompagnie ihrer Alpentruppen und Gebirgsartillerie einige möglichst tüchtige Skiläufer bei. In Frankreich hat man seit 10 Jahren dem militärischen Skilauf die größte Aufmerksamkeit zugewendet. 1904 wurde eine Militärschule für Skiläufer in Briançon errichtet, und hier erhalten die Alpenjäger ihre Ausbildung. Die Engländer kennen und lieben zwar den Skisport, aber zwischen dem sportmäßigen Skilauf und dem militärischen besteht ein großer Unterschied. Der Skisoldat muß verstehen, Deckung zu suchen und dabei doch mit seinen Nebenmännern in Verbindung zu bleiben; er muß ebenso schnell wie sicher laufen und sich in der schneebedeckten Gebirgswelt gut orientieren können. In Norwegen führt jeder Militärskiläufer Nahrungsmittel für 4 Tage, ein Teil eines Felles und ein Werkzeug, z. B. einen Spaten, außer seiner persönlichen Ausrüstung mit sich.

Was die Türken-Medaillen erzählen. Der kriegerische Geist und die zähe Tapferkeit, die die Türken jetzt wieder zeigen, haben schon ihren Ausdruck gefunden in den künstlerischen Darstellungen der Türkenkriege, in denen die Meister trotz ihrer Abneigung gegen den Feind der Christenheit doch den Türken als einen mächtigen und schwer zu überwindenden Gegner anerkennen mußten. Besonders auf dem Gebiet der Medaillenkunst haben sich die vergangenen Jahrhunderte viel mit den Türken beschäftigt und interessante Erinnerungen an alle wichtigen historischen Ereignisse festgehalten.

Wie sich die Kämpfe des Abendlandes gegen die Türken in den Darstellungen der Medaillen spiegeln, zeigt auf Grund eines reichen Materials Max Bernhart in den von Professor Biermann herausgegebenen Monatsheften für Kunstwissenschaft. Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, war ein großer Verehrer der abendländischen Kunst und ließ eine Reihe bedeutender Bildhauer und Maler Italiens, darunter auch Gentile Bellini, an seinen Hof kommen. Ein vorzügliches Portrait von ihm bietet die Medaille des Florentiner Bildhauers Bertoldus, des berühmten Schülers von Donatello und Lehrers von Michelangelo. Auf der Rückseite ist der Sultan als Triumphator dargestellt, der die eroberten Reiche, durch nackte gefesselte Frauengestalten verkörpert, an einem Seil hinter sich herzieht. Eine andere, an die Schule des großen Antonio Pisano gemahnende Portraitmedaille des Eroberers, stammt von der Hand des oberitalienischen Künstlers Constantino. Beide Bildnisse sind wohl in Konstantinopel nach dem Leben geschaffen worden, denn der Sultan setzte sich kühn über das Verbot des Korans hinweg, der alle Portraddarstellungen für sündhaft erklärt. Im 16. Jahrhundert wurde die drohende Unheilswolke am östlichen Horizont für die Christenheit immer größer und dunkler. 1521 fiel Belgrad, „der Schlüssel zu Ungarn“, ohne viel Widerstand in die Hände der Türken; 1526 wurde das tapfere ungarische Heer bei Mohacz von der türkischen Übermacht aufgerieben. Zur Erinnerung an diese Schlacht schuf Michael Hohenauer eine schöne Medaille, deren Vorderseite die Brustbilder des in der Schlacht ertrunkenen König Ludwigs II. von Ungarn und seiner Gemahlin Maria zeigt, während auf der Rückseite der erbitterte Reiterkampf dargestellt ist. 1529 nahm Sultan Suleiman Ofen und bedrohte Wien. Wie sehr man die Türken fürchtete, zeigt eine Medaille aus diesem Jahre mit dem Bild König Ferdinands I. von Ungarn und einer lateinischen Umschrift, die bittet, der Herr möge dem König Stärke verleihen wider die Feinde des Kreuzes. Die Eroberung Wiens wurde durch die tapfere Besatzung verhindert, der die stehesgewohnten Janitscharen nicht standhielten. Unter dem Glockengeläut aller Kirchen von Wien und der fröhlichen Musik von allen Türmen zogen die Türken ab, und dies glückliche Ereignis gab Anlaß zu zahlreichen Belagerungsmünzen von 1529. Aber noch einmal sollte die Türkengefahr die Mauern der Hauptstadt umbräuen. Es war jene berühmte Belagerung durch Kara Mustapha, die durch das Heranrücken der Ersatzheere Karls von Lothringen und Johann Sobieskis zunichte gemacht wurde. In den prächtigen Medaillen, die auf diese Errettung geschlagen wurden, spricht sich der ganze Jubel der befreiten Wiener aus. So zeigt eine Medaille das Portrait des tapferen Verteidigers Nädiger von Stahneberg und auf der Rückseite das Bild eines gefesselten Türken, der unter Kriegsbeuteständen am Boden kauert und darüber die Inschrift: „Der 60 Tage lang die größte Wut aushielt, / Nacht, das der Türk Zelt, Geld, Feld, Stüd und Glück verpfusste. 1683.“ Eine andere Medaille von der Hand des Münzbergers H. J. Wolrab mit der Umschrift: „Wan diese Helben siegen, / So muß der Turf erstiegen, / Ungarn der Fried vergnügen“, zeigt den Kaiser und die drei Befreier Wiens Johann Sobieski, Max Emanuel von Bayern und Johann Georg III. von Sachsen betend auf den Knien. Auf der Rückseite sind die fliehenden Türken dargestellt, während über Wien stolz der Adler mit Schwert und Stadtwappen schwebt: „Wien, das Adlernes, sich freut, / Das der Turken Heer zerjreut, / Danke Gott, o Christenheit!“ Auf die Siege der nächsten Jahre über die Türken werden Medaillen geschlagen, und besonders gefeiert wird die Einnahme von Ofen 1686. Eine seltene Schäumünze stellt z. B. die Eroberung der Stadt dar mit der Umschrift: „Warm vergossenes Türkenblut kühlt dieses Ofens Blut.“ Eine Augsburger Medaille verherrlicht Kaiser Leopold als Triumphator; auf anderen Arbeiten besiegt der Wiener Adler den türkischen Drachen oder die Türken werden verspottet. Nach dem Siege Karls von Lothringen über den Großwesir Suleiman bei Mohacz 1687 wird eine Medaille von P. H. Müller geschaffen, die die Niederlage bei Mohacz von 1526 dem neuen Siege an der gleichen Stelle in Bild und Inschrift gegenüberstellt. Die Wiederoberung Belgrads von 1688, die durch eine Medaille Martin Brunnens gefeiert wird, krönt dann den endgültigen Sieg der Christenheit über die Türken.



(Nachdruck sämtlicher Original-Beiträge verboten.)

Die Nassauer bei den oberrheinischen Kreistruppen im siebenjährigen Kriege.

Von Th. Schüler.

Einem Überfall durch die Österreicher zur Wiedereroberung Schlesiens zuvorzukommen, war bekanntlich König Friedrich II. von Preußen im August 1756 in Sachsen eingefallen und hatte die in einem verschanzten Lager bei Pirna stehenden, mit Maria Theresia verbündeten Sachsen zur Streckung der Waffen gezwungen. Durch die am 1. Oktober den Österreichern bei Lowositz gelieferte Schlacht waren die Pläne seiner Widersacher vorläufig vereitelt.

Gefährdeter wurde seine Lage, als sich Frankreich, Rußland und Schweden mit Österreichs Kaiserin verbündeten und diese den deutschen Reichstag durch Erklärung des Einfalls der Preußen in Sachsen als Landfriedensbruch zur Stellung einer 60 000 Mann starken Hülfarmee veranlaßte.

Wie ungefährlich diese Reichsarmee den kriegsgeübten Truppen Friedrichs wurde, ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt und wird erklärlich, wenn wir uns den Teil derselben, den unsere engere Heimat stellte, etwas näher betrachten.

Das heilige Römische Reich deutscher Nation war in zehn Reichskreise eingeteilt, deren zahlreichen geistlichen und weltlichen Stände je nach Größe und Bedeutung zu den Erfordernissen des Reiches beitrugen. Hier interessiert nur der Oberrheinkreis mit seinen Territorien an beiden Seiten des Rheins zwischen Worms und Lahnstein. Er hatte die Infanterie-Regimenter Nassau-Weilburg, Hessen-Darmstadt und Pfalz-Zweibrücken und eine Pfalz-Simmernsche Reiter-Esdragon auf die Beine zu bringen, die dem Kommando des Kreisgenerals Prinzen Karl zu Stolberg unterstanden. Das Regiment Nassau-Weilburg, das in 17 Kompagnien einen Effektivbestand von 1518 Köpfen haben sollte, wies einen solchen von 1371 Köpfen, das Regiment Hessen-Darmstadt in 9 Kompagnien einen solchen von 746, das Regiment Pfalz-Zweibrücken in 19 Kompagnien einen solchen von 1430 und die Simmernsche Reiter-Esdragon in 3 Kompagnien einen solchen von 132 Köpfen auf.

Über die Stellung dieser Truppen, ihre Bewaffnung, Ausrüstung, Verpflegung, Besoldung und die Zeit ihres Zusammentritts hatte der Kreiskonvent auf dem Römer zu Frankfurt a. M. vielfache Verhandlungen gepflogen, nachdem bei der ersten Sitzung am 9. Dezember 1756 die feierliche Auffahrt der bei ihm beglaubigten Kreisgesandten der Stände und ihr zeremoniöser Empfang durch zwei Frankfurter Ratsherren der zweiten Band stattgefunden. Daß trotz vieler Kreisbeschlüsse und bekannt gegebener Vorschriften kaum die für den Frieden festgesetzte Stärke jeder Kompagnie von 90 Mann erreicht und keinerlei Einheitlichkeit des für einen Feldzug Notwendigen unter den verschiedenen Kontingenten hergestellt werden konnte, läßt der weiter unten zu erwähnende Musterungsbericht erkennen.

Schon im Sommer 1748 hatte der Fürst von Nassau-Weilburg gelegentlich der Besichtigung seines Kreis-Infanterie-Regiments, zu welcher „einige Kontingente in neuen, andere in alten, etliche in zerrissenen Monturen und mit schlechtem Lederwerk“ erschienen waren, den Kreiskonvent darauf aufmerksam gemacht, wie notwendig es sei, daß sich die Stände wenigstens wegen der sehr ungleichen, teilweise ganz unbrauchbaren Gewehre eines „anständigen Modells“ verglichen; denn diese seien „von Kaliber,

Gewicht und Länge dermaßen verschieden, daß sie nicht nur die Bewegungen beim Exerzieren beeinträchtigten, sondern daß auch die aus den Magazinen gelieferten Kugeln teils unbrauchbar, teils von geringer Wirkung, ja wohl gar zur eigenen Gefahr würden.“ Gleiche Bewandnis habe es mit den langen, im Gehen hinderlichen Degen, für welche er Säbel nach heftigem und kurpfälzischem Muster vorschlug. Um seinen Ausführungen mehr Nachdruck zu geben, ließ er im Januar 1749 Gewehr, Säbel, Patrontasche, Kartusche „und allerhand dergleichen Fußzeug“, wie es zu Weilburg im Gebrauch, auf das Kreisberatungszimmer zur Ansicht bringen. Der nassau-usingensche Kreisgesandte von Oheimstein berichtet darüber an seine Regierung mit dem Bemerkten, „daß darauf nicht viel Reflexion scheine gemacht zu werden.“ Da überdies das Mustergewehr, das man das Sächsischen nenne, dem nassau-usingenschen in Kaliber und Größe fast gleich, nur etwas leichter sei, und nicht sofort im ganzen Regiment, sondern nur wo es nötig werde, angeschafft zu werden brauche, so habe man sich darüber vorläufig keine Gedanken zu machen; nach einiger Zeit werde man wieder anders reden.

Das „Nassau-Weilburgische Oberrheinische Kreis-Infanterie-Regiment“ trug diese Bezeichnung nach seinem Chef, dem Fürsten Karl von Nassau-Weilburg, der seit 1754 Generalmajor des Oberrheinkreises, seit 1756 auch Generalmajor der Vereinigten Niederlande und seit 1757 Generalmajor von Kurpfalz war. Im übrigen hätte das Regiment richtiger nach der freien Reichstadt Frankfurt benannt werden müssen, weil diese von seinen 17 Kompagnien 7, Nassau-Weilburg dagegen nur eine stellte. Es setzte sich in folgender Weise zusammen:

1. (Leib-Grénadier-) Kompagnie, Kontingent von Nassau-Weilburg, Kapitän Friedrich Moritz Georg v. Lesh, Leutnant Karl Wilhelm Christian v. Lesh, 2 Sergeanten, 1 Fournier, 1 Kapitänadames, 3 Korporale, 2 Tamboure, 2 Pfeifer, 7 Gefreite, 2 Fournierschützen, 2 Offiziersknechte, 58 Gemeine, 1 Kommandierter, zusammen 83 Köpfe.
2. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent von Leiningen-Heidesheim, Leiningen-Wartenberg, Leiningen-Guntersblum und Leiningen-Türkheim (Mettenheim), Leutnant Karl Friedrich Emanuel v. Molsberg, Fähnrich Friedrich Karl v. Fracht und 76 Unteroffiziere und Gemeine einschließlich 9 Kranker und Kommandierter.
3. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent von Solms-Braunfels, Leutnant Friedrich Georg Rudolf v. Komrod, Fähnrich Gottfried Karl v. Lesh und 74 Unteroffiziere und Gemeine einschließlich 13 Kranker und Kommandierter.
4. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent von Salm-Salm, Salm-Kirburg, Grumbach, Greiweiler und Daun, Kapitän Aug. Heinrich v. Donop, Leutnant Karl Ludwig Graf v. Grumbach, Fähnrich Wilhelm Arnold Junter und 43 Unteroffiziere und Gemeine.

5. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent von Nassau-Idstein (aufgegangen in Nassau-Idingen), Kapitän Karl v. Oheim, Leutnant Ehr. Ernst v. Spitznagel mit 2 Sergeanten, 1 Fourrier, 1 Feldscherer, 1 Kapitänadames, 3 Korporalen, 1 Tambour, 1 Pfeifer, 3 Gefreiten, 2 Fourrierschützen, 4 Offiziersknechten, 48 Gemeinen, 14 Kranken, 6 Kommandierten, zusammen 81 Köpfen.
6. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Kapitän Anton Ulrich Wilhelm v. Klettenberg, Leutnant Lothar Wils. Ernst v. Denhard, Fähnrich Karl Quaitta und 93 Unteroffiziere und Gemeine.
7. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Kapitän Joh. Max. Bauer v. Eisened sen., Leutnant David Textor, Fähnrich Georg Heinrich Cornelius Schuler und 93 Unteroffiziere und Gemeine.
8. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent von Hohen-Solms, Kapitän Joh. Jakob Bender, Leutnant Ludwig Wilhelm Kayser, Fähnrich Georg Friedrich v. Berg und 75 Unteroffiziere und Gemeine.
9. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Kapitän Alexander Klenz, Leutnant Joh. Karl Heinrich v. Adlersberg, Fähnrich Ludwig Dominikus v. Sand und 93 Unteroffiziere und Gemeine.
10. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent von Solms-Rödelheim und Solms-Laubach, Kapitän Joh. Friedrich Schäfer, Leutnant Karl Friedrich Ludwig v. Rohmann, Fähnrich Franz Joseph Quersfurth und 54 Unteroffiziere und Gemeine, einschließlich 6 Kranker.
11. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Kapitän Barthol. v. Klettenberg jun., Leutnant Johannes Firnhaber, Fähnrich Joh. Jakob Lucius und 93 Unteroffiziere und Gemeine.
12. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Kapitän Georg Friedrich Bauer v. Eisened jun., Leutnant Georg Daniel Kremling, Fähnrich Joh. Heinrich Gerhard Münch und 87 Unteroffiziere und Gemeine.
13. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent von Nassau-Idingen, Kapitän Erasmus v. Lasberg, Fähnrich v. Schott, 1 Sergeant, 1 Fourrier, 1 Kapitänadames, 2 Korporale, 2 Tamboure, 2 Gefreite, 2 Fourrierschützen, 41 Gemeine einschließlich von 8 Kranken und Kommandierten.
14. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Kapitän Heinrich Georg Phil. Dohs, Leutnant Karl v. Bienensthal, Fähnrich Ernst Friedrich v. Wunderer und 93 Unteroffiziere und Gemeine.
15. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent von Nassau-Saarbrücken, Kapitän Ehr. Heinrich v. Reizenstein, Leutnant Karl Heinrich Franz v. Malbiz, 2 Sergeanten, 1 Fourrier, 1 Feldscherer, 3 Korporale, 1 Tambour, 2 Gefreite, 2 Fourrierschützen, 3 Offiziersknechte und 63 Gemeine.
16. (Füsilier-) Kompagnie, Kontingent von Solms-Braunfels, Kapitän Prinz Friedrich zu Solms-Braunfels, Leutnant Kasar Friedrich v. Brender, Fähnrich v. Naurath und 72 Unteroffiziere und Gemeine.
17. (Grenadier-) Kompagnie, Kontingent der Reichsstadt Frankfurt, Grenadierkapitän v. Klettenberg, Leutnant August Wilhelm v. Adlersberg, Leutnant Karl Franz v. Humbracht und 92 Unteroffiziere und Gemeine.

Den Regimentsstab bildeten: Oberst Adolf Ludwig Eberh. v. Bogheim, Oberstleutnant Friedrich Reinhard v. Pappenheim, Major Anton Günther v. Harling, Regiments-Quartiermeister v. Grobe, Adjutant Quersfurth, Auditeur Müller, 1 luther. und 1 reform. Feldprediger, 1 Regiments-Feldscherer, 1 Wagenmeister, 1 Prossoß, 1 Regiments-Tambour und das Personal der aus drei Stücken bestehenden Regiments-Artillerie nämlich: 1 Feuerwerker, 7 Büchsenmeister und 3 Artillerieknechte.

Diese ihre Kontingente in Kriegsbereitschaft zu setzen, eilte den Ständen keineswegs. Bis die alten Feldrequisiten aus den Gerümpelkammern zusammengesucht und repariert oder erneuert Pferde und Geschirre für die Küstwagen, Zelt- und Munitionsfarren angekauft, Zelte, Fahnen u. dergl. hergestellt waren, zog

der Frühling 1757 ins Land. Am 6. März schrieb ein nassauischer Regierungsbeamter an einen seiner Kollegen, er brauche sich mit der Bekleidung und Ausrüstung der für den Kriegsdienst angeworbenen Leute nicht zu überstürzen; denn „so lange eine Partie der anderen (Preußen und Österreich) genug zu schaffen gibt und sich auch in Zukunft das Gleichgewicht hält, so lange läuft der übrige Reichsteil keine Gefahr, verschlungen zu werden. Daß die meisten Stände im Herzen ebenso denken, ist kein Zweifel. Niemand wird sich übereilen, und die Reichsarmee wird gewiß zu spät kommen.“ Einige Wochen später benachrichtigt derselbe Beamte seinen Kollegen, er habe vernommen, daß sich der kaiserliche Hof mit der Absicht trage, ein französisches Truppenkorps in die Gegend um Frankfurt einzurücken zu lassen, das die Zusammenziehung der Kreisvölker verlangen, nötigenfalls durch eine Art von Exekution befördern solle. Komme es wirklich zum Ausrücken, so werde doch der Feldzug von keiner langen Dauer sein.

Dem Zwang gehorchend, versammelten sich seit Ende Mai 1757 die Oberheinhischen Kreistruppen um Frankfurt a. M., und zwar die Weilburger Kompagnie in Wülshelm, die Idsteiner in Diebrich, die Ufinger in Neu-Isenburg, die Saarbrücker in Sprenglingen usw., um dann ein Lager auf dem Fischerfeld bei Frankfurt zu beziehen und ihre Ausrüstung zu vervollständigen. In den Tagen vom 14. bis 23. Juni wurden sie durch den General-Quartiermeister Oberst Hoffmann einer Musterung unterzogen, der die des Frankfurter Kontingents am 12. Mai vorausgegangen war. Am 24. Juni wurde das Lager nach Heusenstamm verlegt und dann von hier aus der Abmarsch nach Fürth und Nürnberg, der Operationsbasis der Reichsarmee, angetreten. Einige beim Ausmarsch noch fehlende Kontingente konnten erst vom 16. bis 18. August in Fürth gemustert werden, so die beiden Fürstlich Waldeckischen Kompagnien mit dem Gräfl. Wittgensteinischen und Maltheiserordens-Kontingent vom Pfalz-Zweibrückischen und die beiden Solmischen Kompagnien vom Nassau-Weilburgischen Regiment. Die Kompagnie des Kapitäns Jacobi vom Pfalz-Zweibrückischen Regiment zu mustern war ihm unmöglich, da sie erst am Nachmittag des 23. Juni im Lager bei Frankfurt anlangen und auf dem Marsch nach Fürth „bis auf einen Korporal desertierte.“

Der umfangreiche Bericht über das Resultat der Musterung beleuchtet den jämmerlichen Zustand der Kreistruppen. Nachdem der Generalquartiermeister den Mannschaften in einer Ansprache auseinandergelegt, daß die Truppen der zehn Reichsreise zur Aufrechterhaltung von Frieden und Ordnung im heiligen Römischen Reich verbunden seien, und die des Oberheinhreiches dessen Konvent als obersten Kriegsherrn zu betrachten hätten, ermahnte er sie zur Eintracht und zum brüderlichen Zusammenstehen. Sodann verlas er die Kriegsartikel und nahm die Anwesenden in Eid und Pflicht; nur den Leutnant v. Malbiz von der Nassau-Saarbrückischen Kompagnie, der erst 10 Jahre alt war, und den Fähnrich v. Naurath von der Solms-Braunfelsischen Kompagnie, der 14 Jahre zählte, schloß er davon aus, weil sie noch keinen richtigen Begriff von einem Eid hätten.

Bei der darauf folgenden Besichtigung der Bekleidung, Ausrüstung, Bewaffnung und militärischen Ausbildung der Truppen schnitt das Regiment Hessen-Darmstadt nach jeder Richtung hin am besten ab.

In einer weniger guten Verfassung befand sich das Regiment Pfalz-Zweibrücken. Die Uniformen der Offiziere waren von ungleicher Färbung, besonders die der Waldecker, die Monturen der Unteroffiziere und Gemeinen „im Schnitt nicht wohl geraten und unanständig gemacht, ihre Hüte durch die Bank zu groß, so daß sie den Mann hindern, das Gewehr gerade auf der Schulter zu halten.“ Einige Kontingente hatten uraltes Ober- und Untergewehr, einige gelehnte, andere gar keine Flinten, die noch nachkommen sollten. Einige Kompagnien trugen die vorgeführten Säbel, andere die alten Degen und breiten Bajonette. Die Korporale waren mit ungleichem kurzen Gewehr versehen und in veralteter Weise auf ihre Posten eingeteilt. „Und ob zwar einige Kompagnien in neuem Lederwerk erschienen, so war doch auch dieses nicht uniform, einiges gesteppt, anderes nicht, einiges breit, anderes schmaler.“ Einige Tamboure hatten messingene, andere hölzerne Trommeln, einer trug das Schurzfell, der andere nicht. Verschiedenartig waren auch die Pfeifen der Pfeifer. Zimmerleute, Schanzarbeiter und Grenadiere fehlten ganz, „weil die Stände sich scheuten, die Kosten der Grenadiernützen, Linten und Lintenverberger zu tragen, obgleich die Grenadiere dem Regiment nicht nur ein respektables Ansehen geben, sondern ihm auch bei allen Gelegenheiten zu vielem Nutzen und zur Defension gereichen.“ Im Exerzieren mangelte es an Gleichmäßigkeit und Übung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mark Borscheuer.

Von W. Wüß.

(Schluß.)

Das Zusammenlegen verschiedener Herren Landesteilen erschwerte auch jede bessere Einrichtung der Markwaldungen und war ein ganz besonderer Verhinderungsgrund der Teilung der Markwaldungen. Zur erhofften Verbesserung der Waldungen hat die Gründung einer Waldgenossenschaft nirgends geführt, im Gegenteil: ärger denn je hausten die In- und Ausmärker in den Wäldern, so daß deren vollständiger Ruin zu befürchten war. Deshalb wurden die Markwaldungen bald der allgemeinen Forstaufsicht untergeordnet oder man suchte deren Teilung herbeizuführen. Im Jahre 1772 berichtet das Oberforstamt Idstein: „die sämtlichen Ortschaften haben dergestalt übel in der Mark Borscheuer gewirtschaftet, daß mehr wie die Hälfte in kahlen, lichten Schlag verwandelt worden ist, daß nicht einmal zu Anzucht eines jungen Waldes mehr Holz genug zu finden ist.“ Es wird der Vorschlag gemacht, die Mark zu vermaßen, in Schläge zu teilen, und die jährlich zum Holzteil vorhandenen Nummer den Märkern nach üblichem Märkerrecht zu überlassen. Auf diese Weise erhielten die Märker eigenes Gehölz, der Wald würde verbessert, dem Fiskus zuwachsen. Doch auch dieses Mittel vermochte die Verwüstung der Markwaldungen nicht aufzuhalten. So erhielt das Forstamt Idstein 1781 den Auftrag zur Vermessung der Mark Borscheuer zwecks Teilung, die im Interesse des Obermärkers und der gemeinen Märker lag. Nach dieser Vermessung umfaßte die Mark Borscheuer ausschließlich der Wege und Straßen, wie auch Hofratten, Gärten und Wiesen, einschließlich Moset 1623 1/2 Morgen 7 7/8 Ruten; sodann gehörten dazu die nicht gemessenen Wiesen: 1. Eißighöfer Forstwies am Galgenköpfel; 2. ein Suder im Boden; 3. eine Wies in der Krankenbach; 4. eine Wies am Stollenberg, letztere heute Obersteigers Wiese, weil sie der betr. Obersteiger der Borscheuerer Bergwerke in Benutz hatte. Das Forstamt Idstein hat gleichzeitig mit den Vermessungsakten einen Teilungsplan der Mark mit eingereicht, der von den einzelnen Gemeinden bereits angenommen worden war; es war also sofort zur Teilung geschritten und wird deshalb von der Regierung des Fürsten Carl Wilhelm getabelt. Es wird ihm vorgehalten, daß es nach Reskript vom 24. März 1773 ihm hätte bekannt sein müssen, daß es mit der Mark Borscheuer eine ganz andere Beschaffenheit habe, wie mit den Markwaldungen im Amt Usingen. Nach dem Märkerabding von 1695 (schon 1536 und besonders 1545), so wird hervorgehoben, ist der regierende Fürst zu Nassau der alleinige Obermärker und werden dessen vorn- und aufgeführten Rechte, auch die Rechte der Teilhaber der Mark nochmals genau aufgeführt. Nebstdem, so wird klar gelegt, trägt das fürstliche Haus Nassau die Mark Borscheuer von dem Großfürstlichen Haus Hessen zu Lehen und gehört überdasselbina, sowie alle andere fürstlichen Landesteile zu dem „Fideicommissio Nassovico“; hieraus folgt aber, daß diese Marktteilung nach Grund und Boden, auch wenn man dazu entschlossen wäre, demnach nicht ohne Verwissen und Consens des Hessischen Lehnsherrn und der Nassauischen agnatischen Häuser geschehen könnte. Weiter betont die damalige fürstliche Regierung, daß die ihr zugesprochenen 427 Morgen 5 3/4 Ruten ein viel zu geringes Äquivalent für ihre Obermärker- und Eigentumsrechte sei, der Obermärker würde dabei zu kurz kommen, weil auch die bei der Teilung ausgeschlossenen Mitmärker übernommen werden sollten. Solche waren die Borscheuerer Veralente und der Böllner Bach auf Bollhaus, sowie die Eigentümer der Ober- und Neuhäuser Höfe, denen nach Verkommen gleich andern Märkern Nutzungen zugesprochen seien. Weiter wird getabelt, daß der Feldmesser Honth anscheinend nach Kopfszahl geteilt und auf jeden Kopf eine gleich starke Morgen- oder Rutenzahl berechnet, ohne Rücksicht auf Holzbestand, Weide, ob solche gemeinschaftlich bleiben soll u. c. „Sehr bedenklich ist, daß der Gemeinde Schiesheim gerade das in der Gemarung Mubershausen liegende Moset zugeteilt und dadurch der Grund zu neuen Territorial- und Grenzstreitigkeiten mit Nassau-Dillenburg gelegt worden ist. Es wird deshalb sofortige Einfügung in den alten Stand befohlen, die Förster und Schützen werden aufgefordert, mit aller Strenge gegen die Kriebler vorzugehen.“

Am 2. Januar 1781 bitten sämtliche Ortschaften der Mark Borscheuer wiederholt um Teilung dieser Mark und ein vorgelegter Teilungsplan des untertänigsten Knechtes Holz hat bereits wieder die Zustimmung der Märkergemeinden. Es beginnen neue Unterhandlungen und endlich „ist gemeinsam verabredet, beliebt und festgesetzt, daß die Teilung nach denen Köpfen der Gemeindeglieder und Weisäßen, jedoch so, daß immer zwei Weisäßen vor ein Gemeindeglied gerechnet, geschehen solle, übrigens auch nur die in dem Ort sich aufhaltende und als wirkliche Gemeindeglieder und Weisäßen anzusehende Personen in Anschlag kommen.“ — In den sieben Ortschaften der Mark — zwei Hausen waren bereits eingegangen — finden sich 140 Gemeindeglieder, 41 Weisäßen und 13 Bergknappen, sodann 6 Juden. Die Herrschaft erklärt sich mit den ihr angebotenen 427 Morgen einverstanden, gibt an Mubershausen, das die Bergknappen übernimmt, 40 Morgen besonders ab und zählt dieser Gemeinde noch 300 fl. Auf dieser Grundlage wird alsdann (1783–1785) die Mark geteilt, jede Gemeinde erhält das ihr zufallende Teil zugemessen und die Aussteinerung erfolgt in kürzester Zeit. Sämtliche entstandenen Kosten werden von der Herrschaft getragen „aus Gnaden“. Wegen der Rechte des Pfarrers und Lehrers zu Dörsdorf, die zwar nicht Märker waren, aber Obervanz gemäß sich in der Mark beholzigten, auch Mast und Weide genießen, erhält Dörsdorf, woselbst die Mutterkirche ist, 4 1/2 Morgen Wald zugeschrieben; jede der drei Filialgemeinden — Eißighofen, Berghausen, Mubershausen — muß 1 1/2 Morgen von ihrem Bestand an Dörsdorf abtreten.

Nach allen Abzügen bleiben von der Mark Borscheuer unter die Märkergemeinden zu verteilen 1202 Morgen 17 1/2 Ruten, von denen jeder Gemeinde ihr Teil „an denen Orten und Enden, wo es ihr am gelegentsten und bequemsten ist“, zugemessen wird. Es erhält die Gemeinde:

1. Dörsdorf vor 21 1/2 Kopf 161 1/2 Morgen, 5 1/2 Ruten und zwar in nachstehenden Distrikten:

a) Vom Galgenköpfel	136 5/8 Morgen	9 1/4 Ruten.
b) die Dreißbüß	14	17
c) dem Boden	105 5/8	19 1/4

Summa 161 1/2 Morgen 5 1/2 Ruten.

2. Eißighofen vor 25 1/2 Kopf 191 1/2 Morgen 13 3/4 Ruten in nachstehenden Distrikten:

a) Vom Hinterwald	53 1/8 Morgen	11 Ruten.
b) „ Schnepfentopf	30 1/2	14 3/4
c) obig dem Schnepfentopf	18 3/4	6
d) am steinern Kreuz	19 3/4	9
e) dem Eichelgarten	1 1/8	13 1/4
f) aus dem Rassen	1	2
g) dem Galgenköpfel	64	13 3/4
h) die Forstwiese	3 1/4	15 1/2

Summa 191 1/2 Morgen 13 3/4 Ruten.

3. Berghausen vor 25 Köpfe 187 3/4 Morgen 12 3/4 Ruten in nachstehenden Revieren:

a) Dem Hubholz	9 1/8 Morgen	11 3/4 Ruten.
b) dem vordersten Sandköpfel	48 3/8	10
c) das Gronauer Ed	16 1/2	14
d) den oberen Stollenberg	34 3/8	—
e) dem Dieterich	23	—
f) zwischen dem Dietrich und Mattenbach	15 1/2	15
g) die Buchen Schell	28 1/8	6
h) St. Egidien Roth	7 1/8	18 1/2
i) dem Schorpf	4 1/4	12
k) die Mattenbacher Wiese	7 1/4	5 1/2

Summa 187 3/4 Morgen 12 3/4 Ruten.

4. Mubershausen vor 18 1/2 Kopf 138 7/8 Morgen 10 Ruten, sodann nach § 6 des Teilungsprotokolls nach weiter 40 Morgen von denen der Borscheuerer Anwartschaft, mithin in toto (im Gesamten) 178 7/8 Morgen 19 Ruten in folgenden Distrikten:

a) Dem untersten Stollenberg	33 7/8 Morgen	2 Ruten.
b) Huthsborn	16 1/8	17
c) dem hintersten Sandköpfel	57 3/8	14
d) die Mattenbacher Wand	19	18
e) dem Hubholz	50 3/8	2 1/4
f) die Forstwies	17 1/8	5 3/4

Summa 178 7/8 Morgen 19 Ruten

5. Schiesheim vor $9\frac{1}{2}$ Kopf $71\frac{3}{8}$ Morgen. Sodann nach § 8 des Teilungsprotokolls wegen der Anspann Wiese und Mattenbach noch besonders 8 Morgen, mithin in toto (im Gesamt) $79\frac{3}{8}$ Morgen und zwar in nachstehenden Revieren:

a) Den auf dem Madershäuser Bann gelegenen Wald Moset mit	$67\frac{1}{8}$ Morgen	5	Ruthen.
b) aus dem unteren Stollenberg	$12\frac{1}{8}$ "	15	"
Summa	$79\frac{1}{8}$ Morgen	—	Ruthen.

6. Rüdershausen vor 39 Köpfe 293 Morgen $2\frac{1}{4}$ Ruthen in nachstehenden Revieren:

a) Dem Boden	53	Morgen	$\frac{3}{4}$ Ruthen.
b) vor Ohren	$170\frac{1}{2}$	"	5 "
c) St. Egidien's Roth	$58\frac{7}{8}$	"	$5\frac{1}{2}$ "
d) forelen am Petersroth	7	"	13 "
e) von der Mattenbacher Wand	$2\frac{3}{8}$	"	15 "
f) die Forstwies	1	"	— "
Summa	293	Morgen	$2\frac{1}{4}$ Ruthen.

7. Hausen vor 21 Mann $157\frac{3}{4}$ Morgen $4\frac{1}{4}$ Ruthen in folgenden Distrikten:

a) Das Ban(n)holz	$24\frac{3}{8}$ Morgen	3	Ruthen.
b) Forlen	$5\frac{5}{8}$ "	1	"
c) vor dem Raffen	$12\frac{1}{2}$ "	9	"
d) dem Raffen	$74\frac{1}{2}$ "	1	"
e) dem Schnepfentopf	$40\frac{5}{8}$ "	$10\frac{1}{4}$	"
Summa	$157\frac{3}{4}$ Morgen	$10\frac{1}{4}$	Ruthen.

Im Jahre 1788 wurde auf Antrag von Madershausen, das behauptet, „die Bergleute verwüsten den ganzen Wald“, die Verlegung der Bouscheurer Bergwerke wieder von „der Herrschaft“ übernommen; Madershausen gibt die erhaltenen 300 fl. zurück, ebenso die erwähnten 40 Morgen Wald und noch 20 Morgen von dem ihm zugefallenen Teil dazu.

Erwähnt mag noch sein, daß unsere ältesten Forstgesetze die Märkerordnungen sind, die häufig auch „Holzordnungen“ genannt werden. Die „Vogel“ bezeichnend sagt, „suchen sie bloß negativ einschreitend die Verwüstung der Wälder zu verhüten“. Johann der Ältere von Nassau-Dillenburg erließ 1562 das erste ausführliche Forstgesetz, das regelmäßige Sämung, Begung und Anpflanzung vorschreibt und ein anderes der Fürst Georg August von Nassau-Idstein in seiner 1714 renovierten Forst- und Waldordnung.



Altnassauer Allerlei.

A. Sch. Die Strafanstalt Diez einst und jetzt. Im freundlichen Lahntal liegt das als höchst reinlich bekannte Städtchen Diez. Hoch oben thront auf steilem Porphyrfelsen eine Burg, die ehemals von den Grafen von Diez bewohnt wurde. Seit ungefähr 130 Jahren wird sie als Zuchthaus benutzt. Neuerdings gebraucht man dafür den wohlklingenderen Ausdruck „Königliche Strafanstalt“. Zu nassauischen Zeiten bestanden in der Anstalt zwei getrennte Abteilungen, eine Männer- und eine Frauenabteilung. Die meisten Männer wurden in der Marmorfabrik beschäftigt, die unweit der Burg an der Lahn erbaut worden war. Während die schweren Verbrecher die Marmorblöcke fägten, wurden die leichten zu „Hauern und Schleifern“ ausgebildet. Mancher „Hauer“ hat sich sogar zum „Bildhauer“ emporgeschwungen und wahre Kunstarbeiten geliefert. Davon zeugt das schöne Kriegerdenkmal auf dem Diezer Friedhof. Ein Bildhauer, der als Beamter fungierte, leitete diese Abteilung. Eine andere Abteilung der männlichen Gefangenen woz zu Leinwand, was die im oberen Stock hausenden Frauen spannen. Noch andere Männer wurden von Diezer Handwerksmeistern zu Schreibern, Schuhmachern usw. zugestuft und beschäftigt. Der Rest der Frauen besorgte die Küche und die Anstaltswäsche. Die Kleidung der Männer bestand aus einem rauen, wollenen Stoff von blauer und gelber Farbe (nassauische Landesfarbe); die eine Längshälfte der Ärmel war blau, die andere gelb. Als bald nach der Einlieferung wurde den Männern eine „Schappel“ (Ring) am unteren Fuß ange-

schweißt, an welcher eine lange Kette mit einer ziemlich schweren Kugel hing. Bei der gewöhnlichen Beschäftigung lag die Kette nebst der Kugel auf dem Boden. Ein unangenehmes Rasseln entstand, sobald der Gefangene sich bewegte. Wurde der Gang zur Marmorfabrik angetreten, so wurden zwei und zwei Gefangene zusammengeschlossen. Dabei wurde die Kette auf die Schulter gelegt und die Kugel in eine Ledertasche gesteckt. Tag und Nacht, bis zur Entlassung, blieben Mann und Kette vereint. Ein hinterer Gang begleitete den Entlassenen oft durchs ganze Leben und wurde ein Kennzeichen für ihn. Die Frauen trugen gedruckte Kleider. Heute tragen die Männer — Frauen kommen nicht mehr in die Diezer Anstalt — Hoje, Weste, Jacke und Kappe von braunem Tuch, so daß man sie von Arbeitern der Freiheit immer noch leicht unterscheiden kann. Die Leitung der Anstalt war in nassauischen Zeiten meist pensionierten Amtsmännern übertragen, denen ein Schreiber und ein Verwalter beigegeben war. Zellenhaft, das heißt Einzelhaft, kannte man nur für schwere Verbrecher oder als Strafmittel für Vergehen gegen die Hausordnung. Letztere währte nur einen Tag bis einige Wochen. Im übrigen wurden die Gefangenen in großen Sälen beschäftigt und von Gardisten (Aufsehern) beaufsichtigt. Eine erziehlische Einwirkung kannte die nassauische Regierung nur durch die sonntäglich gehaltenen Predigt seitens städtischer Geistlichen beider Konfessionen. In dieser Beziehung wurde es seit 1866 wesentlich besser, da unter der preussischen Verwaltung außer dem Gottesdienst zur Besserung auch der Unterricht zu Hilfe genommen wird. Bald nach der Einlieferung wurde von einem Anstaltslehrer im Nebenamt der Gefangene auf seine Schulkenntnisse geprüft und einer der drei Klassen überwiesen. Es wurde Unterricht in allen weltlichen Fächern, namentlich auch im Zeichnen, erteilt, um die Sträflinge fürs spätere Leben geschickter zu machen. Dieser Grundsatz ist ein höchst beachtenswerter. Seit 1866 erteilen auch die Geistlichen beider Konfessionen wöchentlich eine Stunde Religionsunterricht. Daneben ist es den Gefangenen gestattet, den Geistlichen allein sprechen zu können. Auch vermittelt der Geistliche, wenn möglich, ihre Aussöhnung mit den Angehörigen. Letztere dürfen zu dem Zweck, wie auch zur Besprechung von unausschiebbaren Familienangelegenheiten, am Sonntagvormittag in der Anstalt vorsprechen. Hierbei ist der Hausvater zugegen. Überhaupt ist die Behandlung heute eine humane. Die Prügelstrafe kennt man nur noch in Ausnahmefällen, und nur selten tritt der „Prügelboden“ und der „Prügelmeister“ (ein handfester Aufseher mit einer Knute) in Aktivität. Die Prügelstrafe wird nur noch bei Widerpenstigen gegen die Hausordnung angewendet. Der preussische Staat verwendet zu Leitern des Zuchthaus pensionierte Offiziere und abgegangene Unteroffiziere. Neuerdings ist der Einlieferungsbezirk geändert; es kommen meistens Verurteilte eines Teiles der Rheinprovinz und des westlichen Westfalens hierher, während früher nur Nassauer und später (nach 1866) auch Frankfurter hier eingeliefert wurden. Die Zahl der Sträflinge beträgt etwa 200. Gegenwärtig ist der größte Teil der Gefangenen mit Verstellung von Militärkleidern beschäftigt. Ein anderer Teil arbeitet unter einem Werkführer (zugleich Aufseher) in der Schreinerei und Schlosserei und stellt fertige Büreaueinrichtungen her. — Vor ungefähr 20 Jahren ging der Betrieb der Marmorfabrik an die Firma Diederhoff und Neumann in Wehlar über, da der Staat mit dem bisherigen Betrieb eine zu große Zubuße erlitt. Die Fabrik wird heute noch unter dem Namen „Strafanstalts-Marmorfabrik“ weiterbetrieben. Im Jahre 1897, bei der Belegung der Anstalt mit älteren Gefangenen, wurde der Unterricht eingestellt. Die Bewachung der Gefangenen geschah durch Soldaten der Garnison Diez. Seit der zweijährigen Dienstzeit werden die Gefangenen Tag und Nacht nur von den Aufsehern der Anstalt bewacht.

J. B. Die verschwundene Gräfin. In der „Limburger Chronik“ wird folgender seltsamer Fall über das Verschwinden einer Gräfin vom Stein in Nassau berichtet. Es heißt da: „Eine Ahnfrau derer vom Stein hatte zwei Söhne und vier Töchter, deren jede einen Ritter zum Mann hatte. Und als die vier Ritter bei ihrer Schwiegermutter im Hause waren und die zwei Ritter vom Stein, ihre Söhne, da hatte die Frau sechs Ritter beisammen über ihrer Tafel sitzen, das waren vier Edame und zwei ihre Söhne und ihr Mann war auch ein Ritter gewesen. Und als sie so an der Tafel saßen, sagte die Frau: „Dieser Ehren ist zu viel.“ Kurz danach steht die Frau auf und geht heimlich ihre Straßen weg, daß nie kein Mensch die Wahrheit hat erfahren können, wohin sie gekommen wäre.“